

Anne de Vries

**Das große Erzählbuch  
der  
biblischen Geschichte**

**Lukas**

Lukas



## Inhalt

DIE MENSCHENFISCHER .....	4
DIE KRAFT DES GLAUBENS.....	5
DER BARMHERZIGE SAMARITER .....	8
MARIA UND MARTHA .....	10
VERLOREN UND WIEDERGEFUNDEN .....	11
BARTIMÄUS.....	17
DER ZÖLLNER ZACHÄUS .....	18
Karte von Israel.....	21
Karte von Galiläa und Umgebung .....	22
Karte von Jerusalem .....	23

## DIE MENSCHENFISCHER

(Lukas 5/1-11)

Jesus stand nahe bei Kapernaum am Ufer des Sees, und um ihn drängten sich die Menschen. Aus allen Dörfern ringsum strömten sie herbei. Nach jenem Sabbat in Kapernaum kannte der Herr das gar nicht mehr anders. In aller Frühe schon suchten sie ihn und folgten ihm überall hin, auf Schritt und Tritt.

Sie schoben sich immer näher heran, kein Wort seiner Predigt sollte ihnen entgehen. Sie drängten ihn beinahe ins Wasser.

Dort lagen zwei Schiffe am Strand, die soeben von einer Fahrt auf dem See zurückgekehrt waren. Die Fischer waren schon ausgestiegen und spülten ihre Netze. Das eine Schiff gehörte Simon Petrus, das andere Zebedäus, dem Vater von Jakobus und Johannes. Da trat Jesus in Simons Schiff und bat ihn, es ein wenig auf den See hinaus zu rudern und dort zu verankern. Und er setzte sich in das Boot und sprach weiter.

Jetzt konnten sich die Menschen bequem am Ufer niederlassen. Alle sahen ihn. Und ruhig klang seine Stimme über das Wasser herüber. Er sprach von ewigen Dingen, nach denen sie sich alle sehnten. Ringsum war es ganz still. Was Jesus sagte, schlug die Menschen in ihren Bann.

Als er endlich aufhörte, war es Mittag geworden. Die Sonne stand hoch am Himmel.

*Fahrt jetzt weiter hinaus auf den See, sagte Jesus nun zu Simon, und werft eure Netze aus!*

Befremdet sah Simon ihn an. Jetzt, am helllichten Tag? Da konnte man doch nicht fischen!

*Meister, wandte er ein, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen ... Doch dann besann er sich und senkte gehorsam den Kopf ... aber weil du es sagst, will ich das Netz auswerfen.* Und nun setzte er mit Andreas das spitze Segel und griff zum Ruder. Sie nahmen Kurs auf die Mitte des Sees, wo das Wasser so tief war, dass es schwarz wie Tinte schien. Dann warfen sie die Netze aus, Simon nicht ohne geheimen

Zweifel im Herzen ... Konnte man in der heißesten Stunde des Tages überhaupt etwas fangen?

Da sah er auf einmal, dass alle Schwimmer der Netze untergetaucht und dass die Schlepptaue straff gespannt waren. Und als er schnell eins der Taue anzog, um mit seinem Bruder zusammen ein Netz an Bord zu holen, gab es ein Gewimmel und Gedränge im Wasser, als ob es kochte. Sie sahen nichts als silbrig blinkende Schuppen und schillernde, sich windende Fische. Und so voll waren die Netze, dass die beiden sie nicht heraufziehen konnten. Sie rissen schon beim ersten Versuch ein. Die alten Fischerherzen klopfen voll Spannung und Freude. Aufgeregt riefen und winkten sie den Fischern im anderen Schiff zu, herüberzukommen und ihnen zu helfen. Und als sie mit anpackten, füllten sie beide Schiffe bis an den Rand.

Fassungslos starrten die Fischer auf den Prachtfang, den sie in so kurzer Zeit erzielt hatten. Simon Petrus wagte kaum, Jesus anzusehen, so schämte er sich. Konnte der Meister denn auch die Fische in der Tiefe des Sees sehen? Dann sahen seine heiligen Augen auch den Zweifel und die Sünden in den dunklen Tiefen von Simons Herz!

Da fand Simon Petrus, dass er nicht mehr wert war, in Jesu Nähe zu bleiben. Er fiel ihm zu Füßen und rief: *Herr, geh weg von mir! Ich bin ein sündiger Mensch.* Doch Jesus legte ihm freundlich die Hand auf den Kopf und erwiderte: *Fürchte dich nicht, denn jetzt wirst du Menschen fangen.*

Und zu den andern sagte er auch: »Folgt mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen!« Menschenfischer –? Sollten sie in die Welt hinausziehen, auf das weite Meer der Völker, um die Menschen mit dem Wort Gottes zu fangen und sie in sein Reich zu führen?

Sollten sie als Abgesandte Jesu von den großen Dingen erzählen, die der Heiland getan hatte? Simon und die anderen, Jakobus und Johannes, wollten nichts lieber als das! Und als sie ihre Schiffe wieder ans Ufer gebracht hatten, verließen sie alles, ihr Haus und ihre Verwandten und auch die große Beute, die sie gerade gefangen hatten, und folgten ihm

nach. Sie kehrten nicht wieder zu ihrer Arbeit zurück.

Eine andere Arbeit, größer und herrlicher als die alte, wartete auf sie. Wenn Jesus sie dabei anleitete, sollte da die Ausbeute geringer sein?

Noch andere stießen zu ihnen, die auch Jesus folgen wollten, wohin er ging. Es waren immer einfache Menschen, arm an Bildung, aber reich an Liebe. Und gerade so war es richtig. Die Liebe war besser als Bildung.

Sogar ein Zöllner war unter ihnen, ein verachteter Sünder, der nicht einmal zu den Pharisäern in die Synagoge kommen durfte. Levi hieß er. Jesus sah ihn bei seinem Zollhaus sitzen und wusste schon, dass Levi nach ihm ausschaute. Er sprach: *Folge mir nach!* Und Levi gehorchte, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern. Zuvor aber ließ er noch in seinem Haus ein Essen herrichten und lud alle seine Freunde dazu ein, Zöllner wie er. Auch viele andere kamen, die Türen waren für jedermann geöffnet. Und unter all diesen Leuten saß nun auch Jesus mit seinen Jüngern.

Als die Pharisäer das sahen, schlugen sie entrüstet die Hände über dem Kopf zusammen. Niemals würden sie das Essen eines Zöllners anrühren! Nein, sie taten keinen Schritt über die Schwelle eines solchen Hauses! Sie waren rein und fromm und wollten mit Sünden nichts zu tun haben. Doch Jesus, der dem Volk den Weg zu Gott zeigen wollte, wie konnte er es wagen, sich so zu verunreinigen? Mit strenger Miene fragten sie die Jünger: *Warum esst und trinkt ihr mit den Zöllnern und Sündern?* Aber Jesus hatte diese Worte gehört und antwortete ruhig: *Die Gesunden brauchen keinen Arzt, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, die Sünder zur Umkehr zu rufen und nicht die Gerechten.* Und er blieb da. Bei diesen Sündern fühlte er sich an seinem Platz, so wie ein Arzt sich bei den Kranken an seinem Platz fühlt.

Sie aber glaubten nicht, dass er der große himmlische Arzt war, der in die Welt gekommen, um alle kranken und sündigen Herzen zu heilen. In ihrem Hochmut und ihrer Torheit merkten sie nicht, dass ihre harten

Herzen die Hilfe des Herrn am meisten brauchten. Spottend gingen sie davon. Und am selben Tag geschah das Wunder, dass der reiche Levi sein Haus und sein Geld verließ, um als armer Bettler dem Heiland nachzufolgen, und dass er trotzdem reicher als je zuvor war. Nicht lange darauf, nach einer einsamen Gebetsnacht in den Bergen, wählte Jesus aus denen, die ihm folgten, zwölf Männer, die nun seine Jünger sein sollten.

Sieben von ihnen hatte er schon früher gerufen: Simon Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes, Philippus und Natanael, der später Bartholomäus genannt wurde, und Levi, den Zöllner, der später Matthäus hieß.

Nun kamen noch fünf Männer hinzu: Der stille und schwermütige Thomas, dann Jakobus, der Sohn des Alphäus, und Judas oder Thaddäus sowie Simon Zelotes – er gehörte der Partei der Zeloten an, der Eiferer, die die Römer mit Waffengewalt vertreiben wollten –, und als Zwölfter kam noch ein Judas hinzu – Judas Ischarioth.

Diese zwölf folgten ihm von da an überall hin. Sie waren seine Freunde inmitten von Feinden, die immer zahlreicher wurden. Manchmal schickte der Herr sie auch aus, um in den umliegenden Dörfern zu predigen. Und später sollten sie alle seine Apostel sein.

Apostel – Abgesandte – Menschenfischer! – Alle?

Die Antwort darauf wusste er allein.

## **DIE KRAFT DES GLAUBENS**

(Lukas 5/12-16; 7/1-10)

Außerhalb der Stadtmauern lebte verlassen und einsam ein Mensch, der vom Aussatz befallen war. Große Geschwüre bedeckten seinen ganzen Körper und fraßen sich immer tiefer in sein Fleisch. Es verging kein Tag und keine Nacht, da nicht furchtbare Schmerzen ihn quälten.

Er durfte die Stadt nicht mehr betreten. Sobald sich jemand ihm näherte, musste er selber sein schreckliches Leiden ausrufen: »Unrein! Unrein!« Dann machte jeder einen weiten Bogen um ihn und wandte das Gesicht ab.

Nicht einmal seine Angehörigen durften zu ihm kommen. Sie brachten ihm Brot und legten es in einiger Entfernung von ihm auf den Boden, als wäre er ein gefährliches Tier. Man fürchtete und verabscheute ihn.

In der Einsamkeit verbrachte er seine traurigen Tage. Für ihn gab es keine Heilung. Die Krankheit ergriff Glied um Glied. Das weitere Leben bedeutete für ihn nichts als eine endlose Qual. Und am Ende würde dann der Tod kommen. Aber war der Tod nicht besser als ein solches Leben?

Und doch, auch dieser Aussätzige liebte das Leben so sehr!

Eines Tages erreichte das Gerücht von den Wundertaten des Heilands auch sein einsames Versteck. Seine Familie erzählte ihm, was für große Dinge Jesus getan hatte.

Da flammte noch einmal die Hoffnung im Herzen dieses armen Kranken auf.

Er hatte zwar noch nie von der Heilung eines Aussätzigen gehört, und sein Verstand sagte ihm, dass das unmöglich war.

Aber gegen sein besseres Wissen glaubte er es dennoch. Er glaubte, dass dieser Jesus ihn heilen konnte. Und es ließ ihm keine Ruhe mehr. Er musste hin zu Jesus!

Auf seinen wunden Füßen, in seinen schmutzigen Lumpen humpelte er mühsam los. Die untere Hälfte des Gesichts hatte er mit einem Tuch bedeckt. So verlangte es die Vorschrift, wenn er in die Nähe von Menschen kam. Und er rief:

»Unrein! Unrein!« mit einer heiseren Stimme, die vor Spannung und freudiger Erwartung zitterte. Bald würde er diesen schauerlichen Ruf nicht mehr nötig haben, wenn Jesus ihm nur helfen wollte! Wenn er sich nur nicht voll Abscheu von ihm abwandte, wie es die Menschen taten.

Er war es gar nicht wert, dass Jesus sich um ihn bemühte, das wusste der Kranke wohl. Und doch wollte er zu ihm gehen. Nur bei ihm gab es noch Rettung und Erlösung!

Und so stolperte er gehetzt und aufgereggt weiter. Er spähte mit seinen von der Krankheit angegriffenen, halb erblindeten Augen

umher, ob er Jesus nicht irgendwo entdeckte. Und als der Heiland vom Berg herabkam und in die Stadt ging, da hielt diesen Aussätzigen nichts mehr auf. Er wagte es, durch das Tor zu gehen und in seinem unbändigen Verlangen nach Heilung das Gesetz zu übertreten. Er fürchtete nur, man könnte ihn hinausjagen, bevor er Jesus fand. So schnell er konnte, humpelte er durch die Gassen, aufgeregt, voll Angst, und rief immer wieder: »Unrein! Unrein!«

Erschreckt und aufgebracht wich das Volk ihm aus. Die Leute schimpften und verlangten empört, dass er sich wegscheren sollte. Was wollte er überhaupt hier, dieser schreckliche Mann, dieser Gesetzesübertreter?

Endlich fand er den Heiland, bevor das Volk ihn aus der Stadt treiben konnte. Er fiel vor ihm nieder und berührte mit seinem wunden Kopf Jesu Füße.

*Herr, stammelte er, wenn du willst, kannst du mich rein machen!*

Und Jesus wich nicht zurück und zürnte dem Kranken nicht! Eben hatte er seinen Jüngern Barmherzigkeit gepredigt, und sein Herz war voll Barmherzigkeit, als er diesen Unglücklichen vor sich sah. Er beugte sich über den Aussätzigen. Er streckte die Hand aus. Die Menschen schrien beinahe auf vor Entsetzen, als sie es sahen: Jesus berührte diesen Mann! Er legte die Hand auf den unsauberen, von Geschwüren bedeckten Kopf und sprach: *Ich will es. Sei rein!*

Und im gleichen Augenblick war der Mann gesund. Neue Lebenskraft durchströmte seinen Körper. Die Schmerzen waren wie weggeblasen. Er war gesund und lag dankerfüllt zu den Füßen des Heilands.

Jesus gebot ihm, niemandem zu erzählen, wie er geheilt wurde. Er wollte nicht, dass die Menschen ihn für einen Wundertäter hielten. Sie folgten ihm schon viel zu sehr wegen seiner Wunder.

Und dann schickte er ihn zu einem Priester, um ihm zu zeigen, dass er wieder gesund war. Danach sollte er ein Opfer bringen, wie es das Gesetz Moses vorschrieb.

In seinem großen Glück versprach der Mann alles. Aber kaum hatte er sich entfernt, da hatte er die Worte von Jesus auch schon wieder vergessen. Die

Freude überwältigte ihn. Er konnte nicht anders, er musste einfach davon sprechen, überall, wohin er auch kam.

Und nun strömte so viel Volk von überall herbei, dass Jesus nicht mehr in die Stadt gehen konnte, so stark war das Gedränge. Da blieb er draußen auf dem freien Feld. Doch auch hier kamen die Menschen in großen Scharen zu ihm, um ihn zu hören und von ihm geheilt zu werden.

Manchmal aber zog Jesus sich in die Stille der Wüste zurück, wo er mit seinem Vater allein war.

In Kapernaum wohnte ein Mensch, dem es ähnlich wie dem Aussätzigen ging. Er war nicht krank und elend. Er war ein starker und gesunder Mann, ein römischer Hauptmann über hundert Soldaten.

Er wurde auch nicht von den Menschen gemieden und gefürchtet. Im Gegenteil – alle hatten ihn gern und ehrten ihn.

Und doch glich er irgendwie jenem Aussätzigen. Denn sein Glaube an Jesu Macht war genauso groß, und er fand sich genauso unwürdig. Die meisten Römer verachteten die Juden. Er verachtete sie nicht. Er liebte das unterdrückte Volk. Seine heidnischen Götter konnten ihn nicht glücklich machen. Er wollte Gott dienen. Und als die Juden von Kapernaum eine Synagoge haben wollten und kein Geld besaßen, sie zu bauen, da schenkte er ihnen ein Gotteshaus. Darum liebten die Juden ihn auch so sehr.

Er war ein anständiger Mann. Die meisten heidnischen Herren behandelten ihre Sklaven hart und grausam. Er aber war gut zu ihnen. Und als jetzt einer seiner Sklaven todkrank war, da war er so traurig, als sollte er einen Freund verlieren.

Auch dieser Hauptmann hatte von Jesus gehört. Ganz Kapernaum redete ja von nichts anderem als von den Wundertaten des

Heilands. Und er war der festen Überzeugung, Jesus könne seinen Diener heilen.

Er ging aber nicht zu ihm. Er war ja ein Heide und durfte es wohl nicht wagen, selber zu Jesus zu kommen. Er schickte seine Freunde hin, die Ältesten der Juden. Die erschienen vor Jesus und baten ihn inständig, doch diesem Hauptmann zu helfen.

»Er hat es wegen uns verdient«, sagten sie, »denn er liebt unser Volk und hat unsere Synagoge erbauen lassen.« Da ging Jesus mit ihnen. Doch als der Hauptmann das hörte, erschrak er.

Wollte dieser mächtige Prophet in sein Haus kommen, in das Haus eines Heiden? Er kannte sich selbst besser, als die Juden ihn kannten – er war unwürdig, Jesus zu empfangen. So schickte er sogleich andere Freunde mit einer neuen Botschaft zu ihm. Sie kamen ehrfurchtsvoll und sagten: Herr, der Hauptmann schickt uns und lässt sagen: *Herr, bemühe dich nicht. Ich bin es nicht wert, dass du mein Haus betrittst ... Sprich nur ein Wort, und mein Diener wird gesund. Denn du kannst der Krankheit und dem Tod befehlen, wie ich meinen Soldaten befehle. Wenn ich zu einem sage: Geh! dann geht er. Und wenn ich zu einem sage: Komm! dann kommt er. Und wenn ich zu meinem Diener sage: Tu das und das!*

*Dann tut er es.*

Als Jesus das hörte, wunderte er sich sehr. Viele aus seinem eigenen Volk hatten seine Wunder gesehen und glaubten trotzdem nicht an ihn. Dieser Heide aber glaubte, ohne ihn nur gesehen zu haben. Er glaubte an ihn als den himmlischen König, dem alles untertan ist! Er wandte sich an die Menschen, die um ihn standen, und sprach: *Das ist sicher: Solch einen Glauben habe ich in ganz Israel bei keinem gefunden! Ja, ich sage euch: Viele werden von Osten und von Westen kommen und sich mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch setzen. Aber die ursprünglich für das Reich bestimmt waren, werden in die Finsternis hinausgeworfen, dorthin, wo es nichts gibt als lautes Jammern und Zähneklappern.*

Wie streng das klang und wie traurig! Würde Gott sein Volk verlassen und die Heiden als seine Kinder annehmen? Die Menschen, die Jesus nicht liebten und nicht an ihn glaubten, konnten das nicht verstehen. Sie schüttelten missbilligend den Kopf und sahen ihn unwillig an. Dass er so etwas zu sagen wagte! Den Boten aber antwortete Jesus freundlich: Geht und sagt dem Hauptmann: *Was du geglaubt hast, soll geschehen!*

Und als die Männer wieder im Haus ihres Freundes ankamen, war der Knecht gesund.

Der Aussätzige und der heidnische Hauptmann erwarteten beide viel vom Heiland.

Aber nicht zu viel. Niemals kann der Glaube zu viel erwarten.

Und noch niemals wurde er von Jesus enttäuscht.

## DER BARMHERZIGE SAMARITER

(Lukas 10/25-37)

Jesus fuhr fort zu predigen, und das Volk drängte immer mehr zu ihm. Er sprach von der Herrlichkeit des Gottesreiches, von dem großen Glück eines jeden, der Gott von ganzem Herzen dienen will. Da trat ein Schriftgelehrter hervor und fiel ihm ins Wort. Er hatte mit wachsender Eifersucht gesehen, wie aufmerksam die Menschen diesem Zimmermannssohn, diesem Jesus, zuhörten. Ich will ihm doch mal ein paar unangenehme Fragen vorlegen, dachte er. Vielleicht bleibt er die Antwort schuldig, dann ist er vor allem Volk bloßgestellt. Gibt er aber eine falsche Antwort, dann werde ich ihn anzeigen, dann ist er ein Irrlehrer.

Und so fragte er: *Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu bekommen?* Jesus blickte den Fragenden an. Er sah die List in den hochmütigen Augen. Er sah das hinterhältige Lächeln um den verächtlich herabgezogenen Mund und durchschaute die heimtückische Absicht. Da antwortete er sanft und geduldig: *Was steht im Gesetz? Was liest du dort?* Die Antwort des Schriftgelehrten erfolgte so schnell, als habe er die Frage erwartet: *Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, mit ganzer Hingabe, mit*

*aller deiner Kraft und mit deinem ganzen Verstand. Und du sollst deine Mitmenschen lieben wie dich selbst.* Jesus nickte beifällig.

*Du hast richtig geantwortet,* sagte er.

*Tu das, und du wirst leben.*

Da stand der hochmütige Mann nun beschämt und zurechtgewiesen da. Und in seiner Verlegenheit fragte er rasch noch etwas, um nicht so lächerlich zu erscheinen: *Wer ist denn mein Mitmensch?*

Da erzählte Jesus dem gelehrten Mann ein Gleichnis, das ihm zeigen sollte, wer sein Nächster ist:

Es war einmal ein Mann, der ging von Jerusalem nach Jericho. Und während er die einsame und gefährliche Straße zwischen dunklen grauen Felsen entlang ging, überfiel ihn eine Räuberbande, die sich in den Felsspalten versteckt hatte. Sie schlugen ihn nieder, misshandelten ihn und raubten ihm alles. Dann gingen sie fort und ließen ihn halbtot liegen.

Nachdem der Unglückliche eine ganze Weile hilflos dagelegen hatte, kam ein Mensch denselben Weg entlang. Der Überfallene hob mit großer Mühe den schmerzenden Kopf und sah, dass es ein Priester war. Er kam von Jerusalem, wo er im Tempel geopfert und für das Volk gebetet hatte. Ein frommer Mann hatte doch bestimmt Mitleid ... Und da blieb er auch schon stehen. Er sah den Unglücklichen und hörte ihn stöhnen. Aber die Opfer und die Gebete des Priesters waren nicht aufrichtig gewesen. Er dachte nur an sich und an seine eigene Sicherheit. Wie gefährlich war dieser Weg! Wie leicht konnten Räuber auch über ihn herfallen! Er durfte sich nicht unnötig aufhalten. Besser, es fiel ihnen nur einer in die Hände als zwei. Das dachte der Priester wohl und ging rasch weiter. Vielleicht betete er dabei für den armen Mann. Aber er dachte nicht daran ihm zu helfen. Dann verklungen allmählich die Schritte in der Ferne.

Wieder wurde es still. Irgendwo in den Bergen krächzte ein Rabe. Der Mann war allein mit seiner Angst, mit seinen schmerzenden Wunden, die in der unbarmherzigen Sonne brannten. Und wieder hörte er Schritte.

Diesmal war es ein Levit, ein Diener Gottes wie der Priester. Auch er war im Haus des Herrn gewesen. Nun sah er auf dem Heimweg den Mann dort liegen. Doch genau wie der Priester ging auch er rasch vorüber. Auch er hatte sofort gute Gründe bei der Hand. War sein Leben nicht mehr wert als das von diesem Unbekannten? Außerdem sah es ja keiner, wenn er weiterging.

Da wusste der arme, beraubte Mann, dass er bald sterben musste. Wenn ein Priester und

ein Levit ihm nicht beistanden, von wem konnte er dann noch Hilfe erwarten?

Aber da kam noch jemand vorbei. Ein Samariter war es, ein Reisender aus dem Land Samaria. Er ritt auf einem Esel. Ein Feind war es, denn die beiden Völker, Samariter und Juden, hassten einander seit Jahrhunderten. Jeder freute sich, wenn es dem anderen schlecht ging. Jeder verspottete den anderen, wo es nur möglich war. Und so wünschte auch dieser arme halbtote Mann nur, dass der Feind bloß rasch weiter ritt.



Aber horch, der Esel hielt an. Schritte näherten sich – behutsam schob sich eine Hand unter seinen Kopf. Als er ganz erstaunt aufblickte, sah er in zwei mitleidige Augen und wusste: Nun war er gerettet! Denn dieser Samariter konnte einfach nicht an dem Unglücklichen vorübergehen. Bei diesem Leid vergaß er alles andere. Er wusch die Wunden mit klarem Wein aus und er träufelte Öl hinein, um den Schmerz zu stillen. Dann half er

dem Schwerverletzten auf den Esel und ging selber nebenher und stützte ihn.

So wanderte er behutsam mit dem Verletzten dahin, den langen einsamen und gefährlichen Weg, brachte ihn in einem Rasthaus unter und umsorgte ihn. Am anderen Morgen rief er den Wirt, gab ihm zwei Silberstücke und sagte: »Sorge du für ihn. Sollte es mehr kosten, so werde ich es auf der Rückreise bezahlen!«

Als Jesus die Geschichte beendet hatte, sah er den Schriftgelehrten an und fragte: *Was meinst du, wer von den dreien hat an dem, der den Räubern in die Hände fiel, als Mitmensch gehandelt?* Und wie sehr der stolze Jude die Samariter auch hasste, hier musste

er doch zugeben: *Der, der Erbarmen mit ihm hatte.*

Jesus antwortete: *Dann geh und mach es genauso!*



Dieser Schriftgelehrte hatte gut auswendig gelernt, was er tun musste, um in den Himmel zu kommen: Gott über alles lieben und seinen Mitmenschen wie sich selbst.

Doch versucht hatte er es noch nie. Für ihn waren es Worte geblieben.

Wenn er sich doch einmal wirklich Mühe gäbe, seinen Nächsten zu lieben! Dann würde er schon merken, was für ein kleiner und schlechter Mensch er war! Und gerade dann würde er dem Himmel am nächsten sein.

## **MARIA UND MARTHA**

(Lukas 10/38-42)

Zwei Städte lagen am Ölberg. Auf den Hügeln der Westseite leuchtete Jerusalem mit seinen weißen Marmorpalästen und den goldenen Dächern des Tempels. Auf der Ostseite lag in den Bergen versteckt am Weg nach Jericho das kleine Bethanien.

Aber in diesem kleinen Bethanien erfuhr Jesus mehr Liebe als in dem großen Jerusalem. Hier fand er mehr Frieden als in der Friedensstadt. Hier wohnten wirkliche Freunde. Und wenn er in der Hauptstadt gepredigt und die Feindschaft der Juden zu spüren bekommen hatte, dann ging er abends oft zum Osttor

hinaus durch das Tal Josaphat, überschritt dann den Bach Kidron und schlug den Weg zum Ölberg ein. Dann kam er am Garten Gethsemane vorüber, der an einem Hang lag. Dessen Einsamkeit hatte er schon so oft aufgesucht, um mit seinem Vater allein zu sein. Er stieg auf den Ölberg, von dem man einen großen Teil des Landes überblicken konnte. Nun ging es in wenigen Minuten den Berg wieder hinunter nach Bethanien.

Meist stand Martha schon an der Tür und lud ihn ein. Marias Augen strahlten, sobald sie den Heiland erblickte. Auch Lazarus empfing ihn mit großer Herzlichkeit. Bei diesen freundlichen Menschen war der Meister immer willkommen. Nach dem Tod ihrer Eltern waren sie zusammengeblieben, zwei Schwestern und ein Bruder. Und es ging ihnen gut. Sie hatten viele Freunde unter den vornehmen Juden. Ihr bester Freund aber war Jesus. Wenn er in ihrem Haus war, bedeutete das für sie immer ein Fest.

Eines Tages war Jesus wieder einmal bei ihnen eingekehrt. Maria setzte sich zu seinen Füßen und hörte ihm zu. So zeigte sie ihre Liebe, indem sie ganz still dasaß und dem Herrn nicht von der Seite wich, um ja keines seiner Worte zu verpassen.

Martha zeigte ihre Liebe auf eine andere Art. Sie war ein fleißiger Mensch und glaubte, man müsse immer arbeiten. Und wenn Jesus da war, hatte sie auch alle Hände voll zu tun. Martha musste kochen und backen, das Feuer in Gang halten und den Tisch decken. Rastlos eilte sie hin und her. Sie hörte zwar ab und zu ein paar Worte des Meisters, doch kaum hatte sie sie recht begriffen, schon schoben sich wieder die Alltagsorgen dazwischen. Dann wurde sie immer unruhiger und kam gar nicht richtig mit der Arbeit weiter. Sie musste sich ja auch um alles kümmern! Maria saß da zu Jesu Füßen, dankbar blickten ihre Augen zu ihm auf. Sie bemerkte anscheinend gar nicht, wie sehr die Schwester sich abhetzen musste.

Als Martha daran dachte, seufzte sie tief. Eifersüchtig und vorwurfsvoll sah sie die Schwester an. Auffällig nahe und geräuschvoll ging sie an ihr vorbei – ohne dass die

Schwester etwas merkte – und bemitleidete sich selbst.

Dass der Meister das gutheißt, dachte sie verstimmt. Es kann ihm doch nicht entgehen, dass ich alles allein tun muss! Vor Aufregung und Ungeduld war sie ganz rot geworden und schließlich hielt sie es nicht länger aus und sagte unwillig: *Herr, findest du es richtig, dass meine Schwester mich die ganze Arbeit allein tun lässt? Sag ihr doch, sie soll mir helfen!*

Doch Jesus schüttelte den Kopf. Er kannte Martha zu gut. Sie hatte ihn lieb, sie hing genauso an ihm wie Maria und gab sich so viel Mühe aus Liebe zu ihm! Aber sie musste lernen, dass er nicht gekommen war, um viel und gut zu essen, sondern um sie mit seinem Wort zu stärken. Die fleißige Martha hatte viel zu viele Umstände gemacht, und das nicht nur aus Liebe, sondern bestimmt auch, um dafür gelobt zu werden. Und nun nahmen die Sorgen und Pflichten sie so sehr in Anspruch, dass sie sich nicht einmal die Zeit gönnte, Jesus zuzuhören. Ja sie hatte ihm sogar einen leisen Vorwurf gemacht!

Darum sagte der Herr freundlich: *Martha, Martha, du bist wegen so vielem in Sorge und Unruhe. Eins aber ist notwendig. Maria hat das Bessere gewählt, und das soll ihr nicht genommen werden.*

Maria und Martha, die Schwestern in Bethanien, hatten beide Jesus lieb und dienten ihm, jede auf ihre Art. Und in dem mühevollen und beschwerlichen Leben Jesu war ihm die Liebe dieser Frauen ermutigend und tröstlich.

## VERLOREN UND WIEDERGEFUNDEN

(Lukas 15/1-32)

Jesus hielt sich in Peräa, dem Land am anderen Ufer des Jordans, auf. Und überall folgte ihm eine große Menschenmenge.

Wenn er sich irgendwo hinsetzte, um auszu-ruhen, saßen auch schon die Menschen um ihn herum, um ihm zuzuhören.

Sein Wort hatte sie aus ihrem sündigen Leben aufgeschreckt. Es ließ die habgierigen Zöllner das Geldscheffeln vergessen, die Sünder sich nach einem reineren, besseren Leben und nach Vergebung ihrer Schuld sehnen. Sie umringten ihn Tag für Tag, Zöllner und Sünder, Arme und Verlorene, sie alle öffneten ihm die Häuser und luden ihn zu Tisch. Und niemals war dem Herrn ein Mensch zu gering. Jedem begegnete er

freundlich, Jesus hatte die Sünder lieb. Den Pharisäern und Schriftgelehrten war das ein Gräuel; sie wussten es ja nicht anders. Sie predigten ja an jedem Sabbat, man sollte die Sünder, die von Gott abgefallen waren, verachten und meiden. Nun wurden sie von Gott mit Verachtung gestraft. Geringschätzig zeigten die Rabbis mit den Fingern auf Jesus und höhnten: *Dieser Mensch gibt sich mit Sündern ab und isst sogar mit ihnen!*



Da erzählte Jesus ihnen drei Gleichnisse, um ihnen zu zeigen, dass Gott ihn ja gesandt hatte, um die zu retten und zu suchen, die in die Irre gingen. Diese drei Geschichten glichen einander – sie gehörten zusammen. Jede aber zeigte die große Liebe Gottes zu den Sündern.

Es war ein Hirte, der hatte hundert Schafe. Eines Tages merkte er, dass eins der Schafe sich auf dem Weg zur Weide verlaufen hatte. Es war ungehorsam gewesen und dem Wort des Hirten nicht gefolgt. Dumm und eigensinnig wollte es seinen eigenen Weg gehen. So war es also immer weiter von der Herde abgekommen und irrte nun blökend irgendwo in den Bergen umher und war von Gefahren umgeben. Aber es war seine

eigene Schuld. Hatte es nicht verdient, dass es nun von wilden Tieren zerrissen wurde?

Der Hirte aber dachte anders. Er sagte nicht: »Ich habe noch so viele andere Schafe, lass dieses eine ungehorsame Tier ruhig laufen!« Nein, das eine Schaf lag ihm in diesem Augenblick mehr am Herzen als die neunundneunzig, die bei ihm in Sicherheit waren.

Er liebte das Schaf. Es gehörte ja zu seiner Herde, und es ließ ihm keine Ruhe. Er musste es wiederhaben. Er ließ die anderen in der Wildnis allein und ging rasch den Weg zurück, den er gekommen war. Er suchte und rief, er ging bekümmert die schmalen Bergpfade entlang. Er lief in tiefe Schluchten hinunter, oft unter Lebensgefahr. Er vergaß

seine Müdigkeit. Er dachte nur noch an das Schaf und suchte so lange, bis er es gefunden hatte.

Dann aber hob er es hocherfreut auf seine Schultern und trug es den langen Weg zurück zur Herde. Und als er am Abend nach Hause kam, war seine Freude immer noch groß. Er rief seine Nachbarn und Freunde zusammen und sagte: *Freut euch mit mir, ich habe das Schaf wieder gefunden, das mir verloren gegangen war!* Das war das Gleichnis vom verlorenen Schaf.

Und Jesus setzte hinzu: *Ich sage euch: Genau so wird im Himmel mehr Freude sein über einen einzigen Sünder, der umkehrt, als über neunundneunzig Gerechte, die es nicht nötig haben umzukehren.*

Eine Frau hatte eine Kette aus zehn blanken Münzen. Sie war ihr Hochzeitsgeschenk. Die Eltern hatten sie ihr mitgegeben, und ständig trug sie diesen Schmuck. Aber eines Tages, als sie im Haus gearbeitet hatte, bemerkte sie, dass eine der zehn Münzen fehlte. Sie erschrak. Dieses Stück musste sie wiederhaben, die schöne Brautkette war wertlos, wenn sie die Münze nicht mehr fand. Rasch zündete sie eine Lampe an, denn bei den kleinen Fensteröffnungen im Orient gelangt nur wenig Licht in die Häuser. Sie suchte überall, wo sie an diesem Tag gewesen war. Sie nahm einen Besen und kehrte den Staub zusammen, im Wohnraum und im

Stall. Sie war ganz traurig, dass die verlorene Münze nicht zu finden war. Aber endlich blinkte etwas unter dem Staub hervor. Da klimperte etwas auf dem Fußboden. Und da hatte die Frau die Münze in ihrer Hand. Es machte ihr nichts aus, dass sie ein wenig schmutzig geworden war. Sie rieb sie an ihrem Kleid blank, bis sie wieder glänzte wie die anderen. Rasch lief sie zu den Nachbarinnen und rief: *Freut euch mit mir, ich habe die Münze wieder gefunden, die ich verloren hatte!*

Das war das Gleichnis von der verlorenen Münze.

Und Jesus setzte hinzu: *Ich sage euch: Genau so freuen sich die Engel Gottes über einen einzigen Sünder, der umkehrt.*

Und dann erzählte Jesus noch das Gleichnis vom verlorenen Sohn.

Das war das schönste von den dreien. Denn noch tiefer als die Liebe eines Hirten zu seiner Herde und die Liebe einer Frau zu ihrer Brautkette ist doch die Liebe eines Vaters zu seinen Kindern.

Ein Vater hatte zwei Söhne und hatte sie beide lieb. Und nichts wünschte er mehr, als die beiden glücklich zu sehen. Der Älteste war es anscheinend auch. Er arbeitete tagaus, tagein auf dem Acker. Er zeigte seinem Vater zwar keine besondere Liebe, machte ihm aber auch keinen besonderen Kummer. Es war ein ruhiger, verständiger Bursche, dem man nichts Böses nachsagen konnte. Der jüngere Sohn aber war ganz anders. Er war mit dem stillen Leben auf dem väterlichen Hof nicht zufrieden und ging seiner Arbeit nur widerwillig nach. Er war mit seinen Gedanken meist woanders. Sie wanderten dann weit fort, hinaus in die Welt, in fremde Länder, wo es sicher viel schöner und fröhlicher zuzuging als hier. Dort wollte auch er sein Glück finden. Er wollte reisen und das Leben genießen. Er beneidete die Vögel, die frei fliegen konnten. Er fühlte sich zu Hause wie im Gefängnis. Das Leben war so eintönig und unerträglich. Selbst die Liebe seines Vaters konnte ihn nicht halten. Der Junge sah sie nicht einmal. Erst später, nach dem Tod seines Vaters würde er unabhängig sein. Dann bekam er den dritten Teil des ganzen Besitzes, sein Bruder aber zwei Drittel, weil er der Ältere war. Dann konnte sein Leben lebenswert und schön werden. Und immer heftiger sehnte er den Tag herbei, der ihm die Freiheit brachte. Warum sollte er eigentlich noch so lange warten? Konnte er nicht schon jetzt sein Drittel verlangen?

Und so wagte er es eines Tages, seinen Vater zu bitten: *Vater, gib mir den Anteil am Erbe, der mir zusteht!*

Der Vater kannte seinen Sohn nur zu gut und hatte diese Bitte schon lange erwartet. Dennoch erschrak er und wurde traurig. Denn in

der Welt, das wusste er, konnte der Sohn sein Glück nicht finden. Aber er wollte ihn nicht zurückhalten. Sein Sohn würde seine Warnungen doch nur in den Wind schlagen und sich zu Hause nur noch mehr als Gefangener fühlen und seinen Vater hassen, wenn er nicht seinen Willen bekam.

Darum gab der Vater schweren Herzens nach und verteilte den Besitz unter die beiden Söhne.

Dies war die letzte Gelegenheit für den Jüngeren einzusehen, dass sein Vater klüger war als er. Nun musste er es durch Schaden und Schande lernen. Nicht lange darauf nahm der Sohn sein Geld und machte sich auf die Reise. Der Kummer seines Vaters bedrückte ihn nicht, für seine Liebe war er blind. Er dachte nur an sein eigenes Vergnügen, an das Schöne, das er jetzt sehen würde. Reich und fein gekleidet zog er aus. Er war fröhlich und aufgeregt. Jetzt ging es dem Glück entgegen. Der Vater blickte ihm nach, bis er ihn nicht mehr sehen konnte, und die Tränen seinen Blick verschleierten. Sein Herz aber reiste mit.

Der Sohn kam in das ferne Land seiner Träume. Alles wonach er sich gesehnt hatte – hier war es! Er genoss das Leben in vollen Zügen. Für Geld konnte er ja alles haben. Wohin er auch kam, überall verbeugten sich die Menschen und nahmen ihn so herzlich auf, als hätten sie ihn schon lange erwartet. Freunde stellten sich ein, sie erhielten kostbare Geschenke. Sein Leben wurde ein einziges Fest, und er brauchte auf nichts mehr zu verzichten. Jeder Morgen brachte neue Genüsse, jeder Tag neues Glück.

Glück? Nein, Glück war das alles wohl doch nicht. Eine innere Unruhe konnte er mit dem festlichen Lärmen und dem üppigen Genießen nicht ganz übertönen.

Und diese Unruhe nahm mit jedem Tag zu. Manchmal war es, als ob er plötzlich die warnende Stimme seines Vaters hörte. Aber er wollte sie nicht hören, er wollte auch diese Unruhe nicht spüren, er war doch frei! Sein Leben war ein einziger Rausch, ein Traum, aus dem er nie wieder erwachen wollte. Noch leichtsinniger sprang er mit seinem Geld um und gab

es mit vollen Händen aus. Dann kam der Tag, an dem es alle war. Er schüttelte den leeren Beutel aus – ein paar kleine Münzen, ein paar Fäden und ein wenig Staub –, mehr fiel nicht heraus. Jetzt musste er wohl wach werden. Der Traum war zu Ende. Seine Freunde kamen und sahen, wie es um ihn stand – und verschwanden ohne ein Wort, einer nach dem anderen. Keiner, der ihn tröstete, keiner, der ihm half! Verfliegen war die Freundschaft – sie hatten nur sein Geld geliebt.

Da war er ganz verlassen. Keiner verbeugte sich mehr vor ihm, keiner kannte ihn mehr, jetzt wo sein Geld alle war. Er zog im fremden Land herum, verkaufte das Letzte, was er hatte, um Brot kaufen zu können: das kostbare Gewand und den goldenen Ring. Das war das Zeichen seiner Freiheit, ein Geschenk seines Vaters. Was gab er jetzt schon darum? Er wollte doch nicht mehr an seinen Vater denken!

Aber das Brot war knapp und fast unerschwinglich, denn eine große Hungersnot war über das Land gekommen, und er begann Not zu leiden.

Um nicht zu verhungern, musste er nun auch seine Freiheit verkaufen. Erst nach langem Betteln nahm ihn jemand in seinen Dienst und gab ihm die niedrigste Arbeit, die er zu vergeben hatte. Er schickte ihn aufs Feld, um die Schweine zu hüten.

Der freie Sohn, der in die Welt hinauszog, um sein Glück zu suchen, war jetzt ein Tagelöhner, ja ein Schweinehirt geworden!

Wenn sein Vater das wüsste! Nein, an seinen Vater wollte er nicht denken. Immer noch wollte er nicht zugeben, dass sein Vater Recht behalten hatte. Noch besaß er seinen Stolz, noch wollte er selbstständig bleiben! Er hütete die Schweine auf dem Feld, und der Hunger nagte an ihm.

Er sah, wie die Schweine im Boden wühlten. Er saß dabei, wenn sie sich gierig auf die Abfälle stürzten, die man ihnen herausbrachte. Da wurde der Hunger so übermächtig, dass er seinen Bauch gern mit dem Schweinefutter gefüllt hätte, aber man gab ihm nichts davon ab.

Für die Schweine wurde besser gesorgt als für ihn. So hart ging es zu in der Welt.

Und dieser Dummkopf hatte geglaubt, in dieser Welt sein Glück zu finden!

Da kam er zur Besinnung und sah sich in Lumpen gehüllt dasitzen, mager und elend. Er erschrak. Er dachte: *Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, und alle haben mehr als genug zu essen! Ich dagegen komme hier vor Hunger um!* Und dann sah er sich zu Hause

bei seinem Vater. Damals lebte er wie ein Fürst – heute lebte er wie ein Sklave. Und er wusste, wie dumm er gewesen war.

Er sah wieder, wie strahlend er ausgezogen war, wie bekümmert sein Vater dastand – damals hatte er es nicht sehen wollen. Wie sehnte er sich jetzt nach der Liebe, die er damals so gering achtete! Jetzt begriff er, wie sehr er sich versündigt und wie tief er seinen Vater getroffen hatte.



Als er das bedachte, hielt es ihn nicht länger. Er musste zurück nach Hause. Nicht, um den Vater wieder um Liebe zu bitten. Das Recht darauf hatte er sich ein für allemal verscherzt. Nein, um Vergebung wollte er bitten und um Brot, und er wollte schwer dafür arbeiten. Ein Sohn des Hauses konnte er nicht mehr sein, vielleicht durfte er aber als Knecht dort leben. Vielleicht gab es bei seinem Vater doch

noch eine Rettung für ihn. Er sagte: *Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und gegen dich. Ich bin es nicht mehr wert, dein Sohn genannt zu werden. Mach mich zu einem deiner Tagelöhner!* Und er kehrte zu seinem Vater zurück.

So leicht ihm die Reise hierher geworden war, so schwer fiel ihm die Heimfahrt. Reich und vornehm war er ausgezogen, arm und elend kehrte er zurück. Ein Landstreicher, den keiner kannte, ein Bettler.

Als in der Ferne das Vaterhaus vor ihm auftauchte, verlor er den letzten Rest Mut. Erst jetzt, wo er all die alten lieben Dinge wieder erkannte, begriff er so ganz, wie schlecht er gehandelt hatte. Er wagte nicht weiterzugehen und strich in einiger Entfernung immer um das Haus herum.

Aber sein Vater sah ihn und erkannte ihn schon von weitem. In diesem armen, schmutzigen Landstreicher erkannte er seinen Sohn! Liebe und Mitleid erfüllten sein Herz. Mit ausgebreiteten Armen ging er ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küsste ihn.

Der Sohn stammelte: *Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und gegen dich. Ich bin es nicht mehr wert, dein Sohn genannt zu werden.*

Aber der Vater rief voll Freude seinen Knechten zu: *Schnell, holt das beste Gewand und zieht es ihm an, steckt ihm einen Ring an den Finger und bringt ihm ein Paar Sandalen! Holt das Mastkalb und schlachtet es! Wir wollen ein Fest feiern und fröhlich sein! Denn mein Sohn war tot und nun lebt er wieder; er war verloren und nun ist er wieder gefunden!*

Und bald darauf saß der Sohn wieder neben seinem Vater, frisch gewaschen und in kostbaren Kleidern, einen funkelnden Ring am Finger. Dankbar streichelte er die alten Hände und lehnte den Kopf an die Brust seines Vaters und weinte vor Freude, dass er das erleben durfte!

Und mit einmal wusste er: jetzt hatte er das Glück gefunden, das er in der Welt vergebens gesucht hatte. Hier am Herzen seines Vaters, an diesem treuen, liebenden Herzen!

Der ältere Bruder war auf dem Acker gewesen wie jeden Tag. Er hatte seinen Bruder schon lange vergessen. Ihm war es so ganz recht. Haus und Hof und alles andere gehörten nun ihm allein. Ich habe immer treu meine Pflicht getan, dachte er, und kümmere

mich um alles, mir kann keiner etwas vorwerfen! Und zufrieden mit sich und der Welt kam er nach Hause.

Doch als er sich dem Hof näherte, blieb er stehen. Hörte er da nicht Musik und Tanz und fröhliche Stimmen? Er rief einen der Knechte und fragte ihn, was das zu bedeuten habe. Und der Knecht berichtete: *Dein Bruder ist zurückgekommen, und dein Vater hat das Mastkalb schlachten lassen, weil er ihn gesund wieder hat!*

*Dein Bruder?* Hatte er denn überhaupt noch einen Bruder? Mit einmal hasste er diesen Trottel, der von zu Hause fort gegangen war und jetzt wiederkam. Warum hatte sein Vater ihn nur hereingelassen? Er hätte ihn mit einem Fußtritt von der Schwelle gejagt.

Nein, er dachte nicht daran, ihn zu begrüßen. Neben diesem Sünder wollte er nicht sitzen. Er war überhaupt viel zu empört und zu wütend, um sich an diesem Fest zu beteiligen.

Der Vater hörte ihn sprechen und kam nach draußen, um seinen Sohn zu holen. Er wollte beide Kinder dabeihaben. Aber der Sohn entgegnete: *So viele Jahre diene ich dir jetzt schon und habe mich nie deinen Anordnungen widersetzt. Und doch hast du mir nie auch nur einen Ziegenbock gegeben, dass ich mit meinen Freunden hätte feiern können. Und nun kommt dein Sohn, der dein Vermögen mit Huren durchgebracht hat, und du lässt das Mastkalb für ihn schlachten.*

Aber der Vater sagte: *Mein Sohn, du bist immer bei mir, und alles, was mir gehört, gehört auch dir. Aber jetzt mussten wir doch feiern und uns freuen; denn dieser hier, dein Bruder, war tot und ist nun lebt er wieder; er war verloren und nun ist er wiedergefunden.*

**BARTIMÄUS**

(Lukas 18/35-43)

Der Sohn des Timäus saß am Straßenrand und bettelte. Tag für Tag saß er da in seiner Blindheit und in seinem Elend.

Bartimäus hieß er. Er wohnte in Jericho, der Stadt der Palmen und Rosen, dem kleinen Paradies Palästinas. Er roch den Duft der Blumen, wenn man ihn schon in aller Frühe von seinem Haus zu seinem Bettelplatz brachte, und bis zum späten Abend hörte er das ferne Rauschen der Palmen.

Er merkte am Stapfen der Füße, ob sich ihm ein Mann näherte oder eine Frau, und an dem Geruch der Vorübergehenden, ob es ein vornehmer Mann war, der seinen Kopf mit kostbarem Öl salbte, oder ein Bauer, der von seinem Acker kam. So scharf waren seine Sinne in all den Jahren geworden, in denen er in der Finsternis leben musste. Doch was half ihm das alles? Er blieb trotzdem ein Bettler.

Nur wenn er das Augenlicht wieder erhielt, würde er nicht mehr ein Ausgestoßener sein, ein Verfluchter, wie jedermann damals dachte; einer, den Gott für seine vielen Sünden mit Blindheit geschlagen hatte. Nur dann konnte er wieder frei und glücklich werden. Ach, wenn Gott ihm doch sein Augenlicht wiedergeben würde! Das war möglich! Es war in den letzten Jahren mehrmals vorgekommen, dass Blinde wieder sehen konnten. Sogar ein Blindgeborener war vor kurzem in Jerusalem geheilt worden. Ja, seit Jesus im Land umherzog, geschahen große Wunder!

Jesus war der Messias, das wusste Bartimäus. Der Sohn Davids war er, der sein Reich wieder aufrichten würde. Sicher war er auch schon in Jericho gewesen, denn er stammte aus Galiläa, aus der kleinen Stadt Nazareth. Darum nannte man ihn auch Jesus, den Nazarener. Und wenn er von Galiläa nach Jerusalem wollte, dann musste er durch Jericho kommen.

Doch bis heute war er vorübergegangen, ohne dass Bartimäus ihn bemerkt hatte.

Wieder saß der Blinde hilflos am Straßenrand und lauschte auf die Schritte der

Menschen. Viele kamen in diesen Tagen vorüber, die zum Passahfest nach Jerusalem wollten.

Und jetzt näherte sich offenbar eine besonders große Gruppe. Bartimäus spürte das Dröhnen des Bodens. Warum aber drängten sich die Menschen so zusammen? Sie nahmen die ganze Straße ein und stolperten fast über ihn. »Was ist passiert?«, rief Bartimäus aufgeregt. »Sagt es bitte!« Einige Leute erwiderten: »Jesus von Nazareth kommt vorbei!«

Da ging es wie ein Schock durch den Blinden – dies konnte der Tag seiner Heilung werden!

Er zitterte vor Freude und Erwartung und auch vor Furcht, diese Gelegenheit könne ungenutzt vorübergehen. Heiser vor Erregung rief er: *Jesus, Sohn Davids, hab Erbarmen mit mir!*

Die Menschen, die neben ihm standen, wurden böse.

»Halt doch den Mund!«, schimpften sie. »Du mit deinem Geschrei –!« Und andere sagten: »Sei still, du Bettler! Meinst du, Jesus hätte jetzt noch Zeit für dich? Er geht nach Jerusalem, um König zu werden.« Aber Bartimäus ließ sich nicht beirren. Diese Leute sollten selber mal blind sein und um ihr tägliches Brot betteln! Die Chance dieses Augenblicks ließ er sich auf keinen Fall entgehen. Und er rief noch viel lauter: *Sohn Davids, hab Erbarmen mit mir!*

Und trotz dem Lärm der vielen Stimmen und Füße, der von den Hauswänden noch verstärkt zurückgeworfen wurde, hörte Jesus diese eine Stimme, die so flehend nach ihm rief. Er hörte und fühlte die Not des Blinden und empfand die Sehnsucht von Bartimäus in seinem eigenen Herzen. Und er blieb stehen und ließ ihn zu sich bringen. Da drängten sich die Menschen um den Blinden und riefen ihm zu: *Hab nur Mut! Steh auf! Er ruft dich!*

Und Bartimäus, dem seine Beine vor Freude beinahe nicht mehr gehorchten, stand stolpernd auf, warf den hinderlichen Mantel fort und ließ sich von hilfreichen Händen zu Jesus

führen. Als er in die Nähe des Meisters kam, fragte Jesus ihn: *Was möchtest du von mir?*

Bartimäus stammelte: *Herr, ich möchte sehen können.*

Da antwortete Jesus: *Du sollst sehen können! Dein Glaube hat dir geholfen.* Und im gleichen Augenblick brach das Licht in die Augen des Blinden ein und strahlte bis tief in seine Seele.

Er sah den Himmel und die Bäume und die Menschen, und er sah Jesus, der ihn geheilt hatte.

Da hob er wie berauscht die Hände empor und jubelte und dankte Gott, der ihm, dem Verachteten, so gnädig war. Jesus und sein Gefolge zogen weiter nach Jerusalem. Und mit ihnen zog Bartimäus, der Mantel und Sitzmatte ganz vergessen hatte – lobte Gott und wollte nur noch seinem Retter nah sein.

## DER ZÖLLNER ZACHÄUS

(Lukas 19/1-10)

In Jericho aber lebte noch ein Mensch, der sich nach Jesus sehnte. Er war kein Bettler, sondern ein reicher Mann, der in einem prächtigen Haus wohnte. Und doch verachtete man auch ihn genauso wie den Blinden, ja schlimmer noch: die ganze Stadt hasste ihn.

Die Menschen bespuckten seinen Hauseingang und seine Tür, wenn sie abends im Dunkeln vorüber kamen. Sie drehten sich um, wenn sie ihm auf der Straße begegneten, und verwünschten ihn insgeheim – er war ein Zöllner. Sogar ein Oberzöllner war er und in der wohlhabenden Handelsstadt Jericho schnell zu Vermögen gekommen. Mit seinen Angestellten hielt er die Karawanen an, die mit vielen Handelsgütern aus dem Osten kamen, und forderte seinen Anteil als Gebühr für die Römer. Sein Zollhaus befand sich unmittelbar am Stadttor. Keine Ware konnte passieren, von der er nicht den Einfuhrzoll erhob. Zum großen Teil aber verschwand das Geld in seiner eigenen Tasche, und so wurde er ein schwerreicher Mann.

Dennoch machte ihn sein Reichtum nicht froh. An seinem schönen Haus mit den kostbaren Teppichen und erlesenen Schmuck hatte er keine rechte Freude. Zachäus fühlte sich sehr einsam und unglücklich, denn er litt unter dem Hass und der Verachtung seiner Mitmenschen. Einen Verräter nannten sie ihn, weil er als Jude den Römern, den Unterdrückern, diente. Ja, einen Dieb und einen Sünder schimpften sie ihn. Zachäus kam sich auch sehr schlecht vor und glaubte wohl auch, dass Gott ihn verachtete. Und das war am schlimmsten, denn im Grunde seines Herzens sehnte er sich nach Gott. Er hätte seinen ganzen Reichtum dafür gegeben, von Gott in Gnaden wieder aufgenommen zu werden. Doch Gott würde sich wohl nicht mehr um ihn kümmern.

Da hörte er von Jesus, der die Zöllner offenbar nicht verachtete. Man nannte ihn sogar höhnisch einen Freund der Zöllner und Sünder. Sogar unter seinen Jüngern sollte ein Zöllner sein.

Da fasste Zachäus in seinem verzweifelten Herzen wieder ein bisschen Mut. Vielleicht war sein Leben doch noch nicht ganz verfehlt. Vielleicht gab es doch noch eine Rettung für ihn. Je mehr er darüber nachdachte, desto mehr sehnte er sich danach, mit Jesus zu sprechen und ihm sein Herz auszuschütten. Als der Herr nun nach Jericho kam, da wollte auch Zachäus ihn sehen. Mehr wollte er noch nicht, nur ihn sehen. Sein einsames Leben hatte ihn misstrauisch gemacht. Die Gerüchte von Jesu Güte waren wohl übertrieben. Doch wenn er den Meister selber sah, dann würde er schon wissen, ob er zu ihm gehen könnte.

So stand er nun in seinem feinen Mantel an der Straße, auf der Jesus kommen musste. Doch er sah nichts! Dicht gedrängt standen die Menschen. Sie alle warteten am Straßenrand. Zachäus aber war klein, und selbst wenn er auf den Zehenspitzen stand, sah er nichts als Köpfe und Rücken. Und niemand dachte daran, ihm Platz zu machen. Jesus war bereits ganz nahe, die Menschen in der ersten Reihe sahen ihn schon. Da eilte Zachäus wie gehetzt los, dem Heiland

voraus. Aber das Gedränge war überall gleich groß. Ganz Jericho war auf den Beinen.

Jetzt packte ihn die Angst, er könnte Jesus schließlich überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Als er einen wilden Feigenbaum entdeckte, vergaß er seine ganze Vornehmheit und kletterte hinauf. Es fiel ihm nicht allzu schwer, denn die Äste des Baumes waren nicht hoch. Und schon bald saß er keuchend auf einem dicken, festen Ast, hoch über dem Volk, und bog die Blätter zur Seite um hinunterzuschauen. Sie lachten, sie spotteten über ihn. Aber das machte ihm nichts aus. Er konnte Jesus sehen!

Langsam näherte sich eine große Menschenmenge. Und plötzlich entdeckte Zachäus ihn, den er so sehr herbeigesehnt hatte. Er sah Jesus, er sah seine Gestalt, sah sein Gesicht und dann sah er auch seine Augen, sanfte, gütige Augen – Jesus blickte hoch, gerade zu diesem Feigenbaum!

Und nun kam für Zachäus die größte Überraschung seines Lebens. Jesus blieb stehen und sagte ganz einfach, als ob er ihn schon jahrelang kannte: *Zachäus, komm schnell herunter! Ich muss heute in deinem Haus zu Gast sein!*



In meinem Haus –?, dachte Zachäus ganz verwirrt. Nie würde ein Jude freiwillig seinen Fuß in sein Haus setzen!

Doch Jesus blieb stehen und wartete. Er meinte es ernst!

»Ja, Herr, ich komme!«, stotterte Zachäus und rutschte schnell vom Baum herunter. Höflich ging er Jesus durch das Gedränge voran. In seinem Herzen jubelte er: »Wenn er, auf den Israel seine ganze Hoffnung setzt, in meinem sündigen Haus über Nacht bleiben will, dann gibt es doch noch eine Rettung für mich. Dann wird Gott auch mir noch ein gnädiges Ohr leihen!« Und er nahm Jesus mit Freude auf.

Draußen drängten sich die Menschen und konnten nicht begreifen, dass der Meister bei einem verachteten Zöllner, einem Wucherer, einem Vaterlandsverräter einkehrte. Es gab doch genug andere Häuser, Häuser frommer, gottesfürchtiger Juden! Und sie murrten aufgebracht: »Er ist zu einem Sünder ins Haus gegangen!«

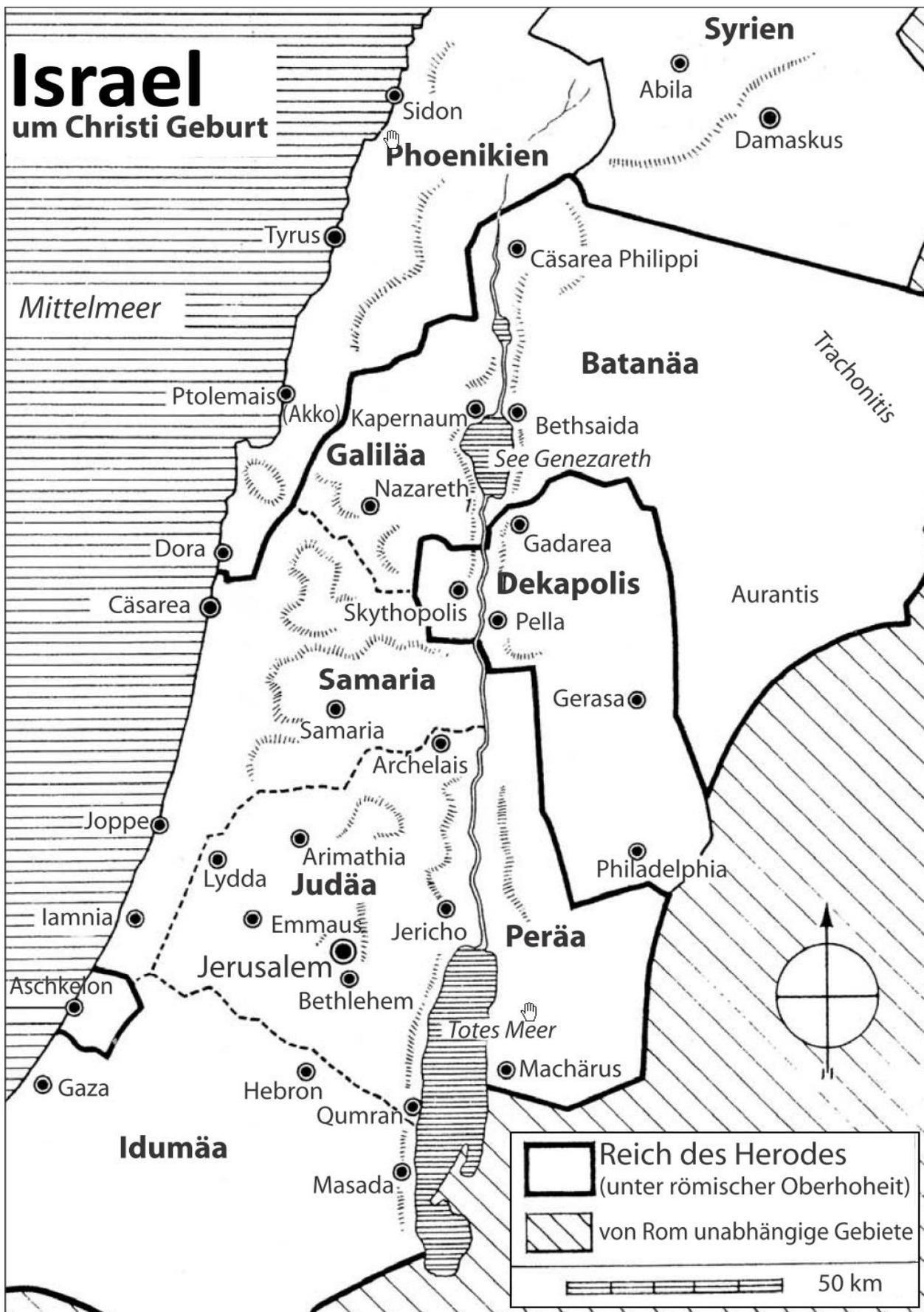
Zachäus war seine Schlechtigkeit durchaus bewusst. Jetzt, wo Jesus in sein Haus gekommen war und in all der äußeren Pracht auf

einer kostbaren Ruhebank saß, empfand er die Last seiner Sünden nur noch mehr. Jede Münze, die er auf unrechtmäßige Weise erworben hatte, klagte ihn jetzt an. Er musste es Jesus sagen, dass er nun ein anderes, ein neues Leben anfangen, dass er alles für Gott tun wollte.

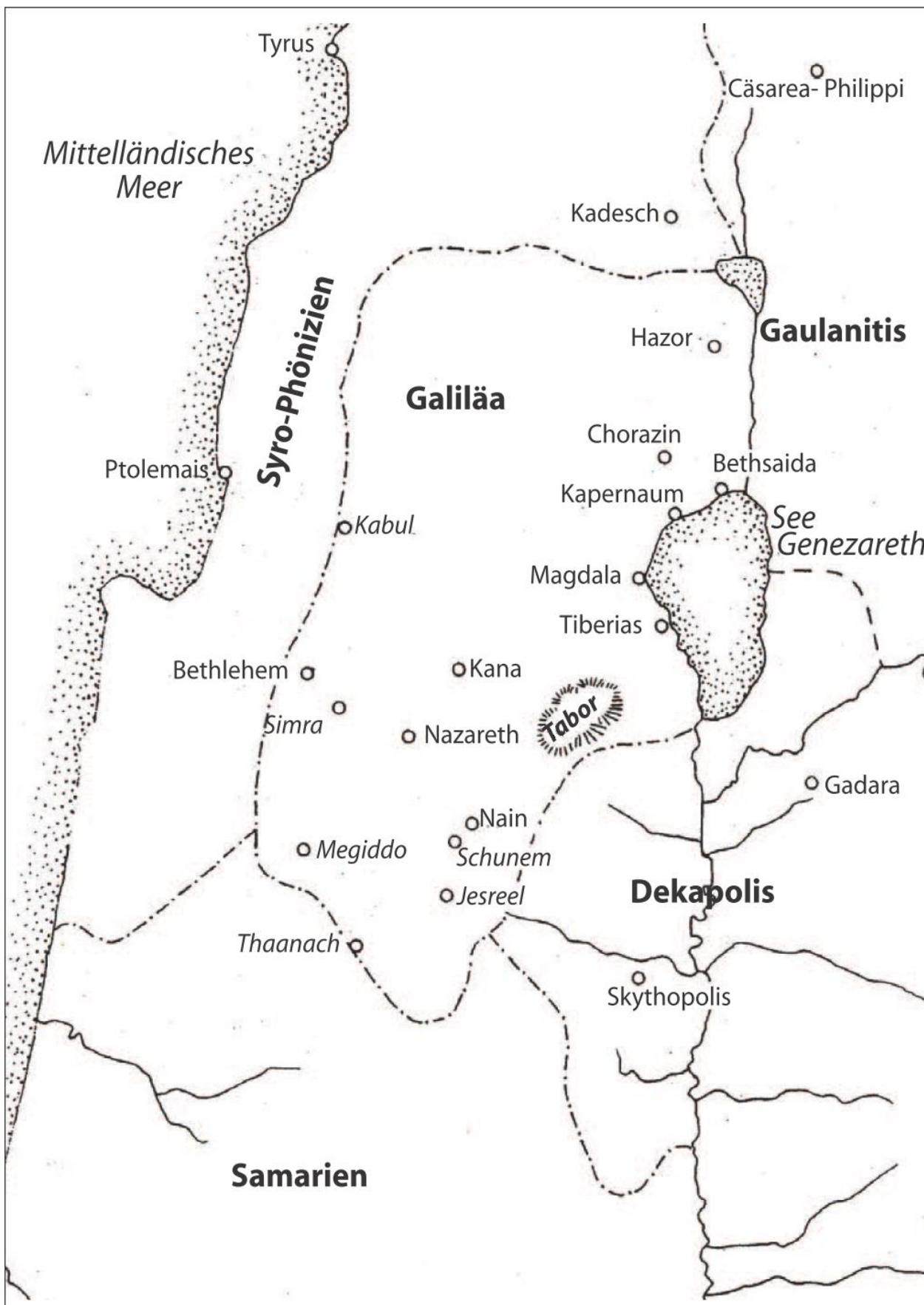
Und so stellte sich der kleine, vornehme Mann plötzlich vor Jesus, sah ehrfürchtig zu ihm auf und sagte: *Herr, die Hälfte meines Besitzes will ich den Armen geben, und wenn ich jemand betrogen habe, dem gebe ich das Vierfache zurück.* Da freute sich Jesus, denn er sah an Zachäus' Augen, dass er wirklich und aufrichtig glaubte, er hörte es am Ton seiner Stimme. Und so sagte er: *Der heutige Tag hat diesem Haus Rettung gebracht. Denn dieser Mann ist doch auch ein Sohn Abrahams. Und der Menschensohn ist gekommen, um zu suchen und zu retten, was verloren ist.*

Und so wie in dem Gleichnis der verlorene Sohn neben seinem Vater saß, so saß nun Zachäus neben Jesus am Tisch. Es war ein Glück, das ihm kein Mensch rauben konnte. Wenn das Volk ihn auch verachtete, Gott hatte ihn in Liebe aufgenommen

Karte von Israel

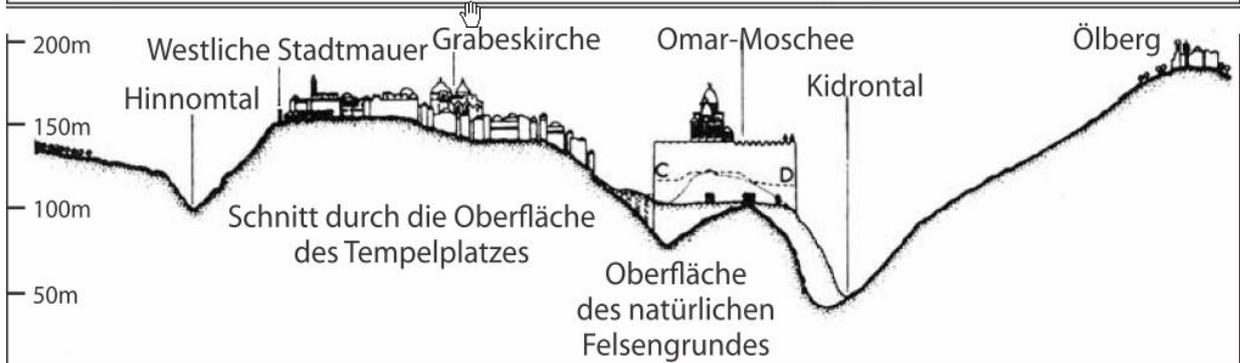
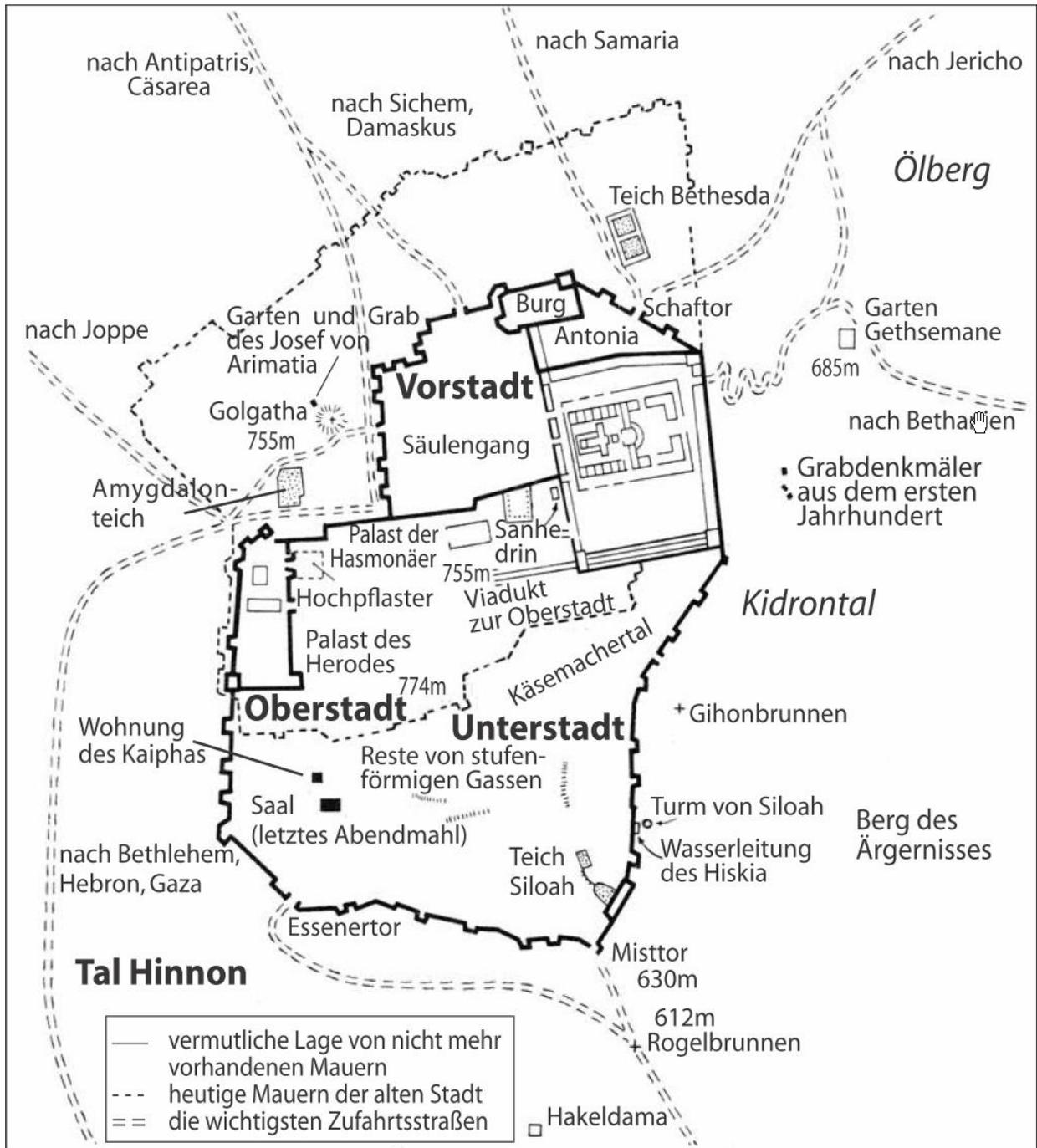


**Karte von Galiläa und Umgebung**



Die kursiv gedruckten Orte spielen in der alttestamentlichen Zeit eine Rolle.

Karte von Jerusalem



Oben: Grundriss von Jerusalem zur Zeit der Evangelisten.

Unten: Schnitt durch die heutige Stadt, von Süden her gesehen, mit einigen biblischen Stätten.

